

Verlass ist nicht, Bleiben ist nicht

Auf die Dinge ist kein Verlass, darum bin ich Schriftsteller geworden.

Von Gert Loschütz

Ich weiß nicht mehr, ob in unseren Lesebüchern, die durch alle neun Gymnasialjahre hindurch „Lebensgut“ hießen, Texte von Wilhelm Raabe standen. Mir ist keiner in Erinnerung, aber ich weiß noch, dass sich der Name auf einer der Leselisten befand, die ich ein knappes Jahr nach dem Abitur erhielt. Neben dem eher lax betriebenen Studium an der FU arbeitete ich in der Berliner Dependence des Luchterhand Verlags und sollte Bücher aus den Bibliotheken holen, die von den Herausgebern für ein auf drei Bände veranschlagtes Lesebuch benötigt wurden. Um ihnen die Arbeit zu erleichtern, sollte ich vorlesen und die meiner Meinung nach für eine Aufnahme in die Sammlung infrage kommenden Stellen markieren.

Die Sache zog sich über einen längeren Zeitraum hin und wurde schließlich nach einem Zerwürfnis der Herausgeber eingestellt, um erst Jahre später, als ich schon nicht mehr im Verlag war, mit anderen Herausgebern und verändertem Konzept wiederaufgenommen zu werden. In diese Zeit also, die späten Sechziger, fällt meine erste Begegnung mit der auf einer der Listen stehenden „Chronik der Sperlingsgasse“. Noch neu in der Stadt (neu als Erwachsener), suchte ich in den Büchern das alte Berlin, das der Kleistschen „Berliner Abendblätter“, das E. T. A. Hoffmanns, Glatfrenners und Fontanes, und übersah dabei, dass Raabe zum Zeitpunkt der Niederschrift selbst erst kurze Zeit in der Stadt wohnte und das Buch, ungeachtet des Titels, weniger Chronik einer Berliner Straße war als Bühne für seine aus Magdeburg und dem Braunschweigischen mitgebrachten Geschichten.

Hätte ich damals eine mir für die Aufnahme ins Lesebuch geeignet erscheinende Stelle angestrichen, wäre es vermutlich jene gewesen, in der Johannes Wacholder, unterwegs zur Beerdigung seiner geliebten Marie, das in der Stadt herrschende Elend in den Blick nimmt: „Sieh den Arbeiter, der dort das Beil sinken lässt und stier dem Zuge des Todes nachsieht. Schaffe weiter, Proletarier, auch dein Weib liegt zu Hause sterbend ...“

Das war der Ton, der in die Achtundsechziger-Zeit passte, in die Jahre des Aufbruchs – war es doch erklärtes Ziel des Lesebuchs, den Anschluss an eine politisch-literarische Tradition herzustellen, die auch zwanzig Jahre nach Kriegsende noch immer unter einem Wust völkischen Wortmülls begraben lag. Auch der in der Chronik, wie ich heute weiß, als Nachhall vernehmbare Vormärz musste wiederentdeckt werden. Unvergessen das ratlose Gesicht eines Dozenten, den ich nach Ludwig Pfau und Georg Sauerwein fragte. Herwegh und Freiligrath, nach denen ich auch gefragt hatte, kannte er. Die beiden anderen nicht.

Es dauerte zehn Jahre, bis die nächste Begegnung mit Raabe stattfand. Ich war mit der Überarbeitung einer Übersetzung in Verzug, die ich einem Freund versprochen hatte. Woraufhin er mich nach Wien gelockt und ins Burgenland verfrachtet hatte, in ein winziges, nach schwarzgebranntem Pflaumenschnaps riechendes Dorf, in dem er, unweit der ungarischen Grenze, ein Haus gemietet hatte. Er brachte mich hin und fuhr wieder ab. Die einzige Kneipe, zugleich einziger Lebensmittelladen, schloss abends um sechs. Ich richtete mich in einem der nach Osten hin liegenden Räume ein und hörte nachts das Rascheln der Mäuse, die in den Ausbuchtungen hinter der Fußleiste ihr Quartier hatten. Ein paar Tage nach meiner Ankunft fiel so viel Schnee, dass ich beim Durchqueren des Hofes bis zu den Knöcheln einsank und die Schuhe zum Trocknen auf die Heizung stellen musste. Und als ich einmal, müde der gegen Somoza angezeigten Revolten, von denen die Übersetzung handelte, am Bücherregal vorbeiging, stieß

ich auf ein in Fraktur gesetztes Reclam-Heft von 1944, zog es hervor, legte mich auf das Sofa und begann, begleitet vom Knuspern der Mäuse, zu lesen, es war die Erzählung „Zum wilden Mann“.

Trotz des wunderbaren Entrées – der Regenschilderung und der vorsichtig beschreibenden Annäherung an den Handlungsort, die Apotheke – spürte ich, wie sich nach Eintreffen der zur Feier des „ein Menschenleben“ zurückliegenden Jahrestags der Apothekengründung eingeladenen Gäste der Widerwille in mir regte. Das Personal – der Apotheker Philipp Kristeller samt Schwester Dorette auf der einen, der Förster, der Pastor, der Arzt auf der anderen Seite – ging mir mit seiner dickbräsigem Selbstgefälligkeit schlichtweg auf die Nerven. Das waren die ewig Einheimischen, die von keinem Selbstzweifel angekränkelten Menschen der Mitte, die zu meiner Verärgerung, dem Anschein nach, voller Sympathie beschrieben wurden. Erst als sich das Augenmerk immer mehr auf den vom Arzt mitgebrachten Gast, den in brasilianischen Diensten stehenden Colonel Agostin Agonista, richtete, begann ich zu stutzen. Mit ihm nahm die eben noch an den Äußerungen treudeutscher Biederstimmigkeit zu ersticken drohende Erzählung eine Wendung, mit der ich nicht gerechnet hatte, sodass ich noch mal von vorn zu lesen anfangen musste. Um es kurz zu machen: Die Erzählung beeindruckte mich so, dass ich sie bei meiner Abreise einsteck-

Die Notizbücher von Gert Loschütz und seine Ausgabe von Raabes „Zum wilden Mann“. Diese Erzählung nahm ihm einen Trick vorweg. Foto: Gert Loschütz



te, um sie im Zug ein zweites (oder besser: drittes) Mal zu lesen.

Wer zum Teufel war dieser aus einer alten Scharfrichterfamilie stammende Gast, der im fernen Brasilien Karriere gemacht hatte? Der Leibhaftige, der dreißig Jahre zuvor mit seinem Geldgeschenk die Leimrute gelegt hatte, an welcher der brave Apotheker nun klebte? Eben noch als Freund und Wohltäter gerühmt, ruinierte er im Nu Kristellers Existenz, während sich dessen Honoratiorenfreunde bei der notwendig gewordenen Auktion aus seinem Besitz bedienten. Dass kein Segen darauf liegt, mochte man ihnen zurufen und dachte dann, dass ihnen recht geschähe, wenn der Colonel nach Ablauf einer gewissen Frist bei ihnen auftauchte, um sie an ihre Schädigkeit zu erinnern.

Jahre später, als ich nach Verwandten meines Romans „Dunkle Gesellschaft“ suchte, fiel mir Agostin Agonista wieder ein, doch beim erneuten Lesen merkte ich, dass es sich bestenfalls um eine entfernte Verwandtschaft handelte. Und noch etwas merkte ich. Dass Raabe 120 Jahre vor mir einen Trick angewandt hatte, dessen ich mich auch bediente: das Handeln der Figuren von der Bühne weg

zwischen die Kulissen zu verlegen, sodass es im Halblicht bleibt und oft nur an seinen Auswirkungen erkennbar ist. Dass in diese Zeit auch die Lektüre des „Stopf-kuchen“ fällt, ist bei dem vielversprechenden Untertitel „Eine See- und Mordgeschichte“ fast selbstverständlich.

Bei Lesungen aus meinem neuen Roman, „Besichtigung eines Unglücks“, höre ich öfter die Frage, warum die Arbeit daran so lange gedauert habe, warum zwischen der Fertigstellung und Sendung des Hörspiels und der Fertigstellung und dem Erscheinen des Romans fast zwanzig Jahre vergangen seien. Ich könnte antworten: weil ich ein langsamer Arbeiter bin. Und weil Hörspiel und Roman zwei verschiedene Dinge sind. Und dass ich anderes in dieser Zeit geschrieben habe. Richtig. Aber es kommt noch etwas hinzu.

Ich gehöre zu den sich häufig Notizen machenden Autoren. Früher landete alles, was mir aufhebenswert erschien, in kleinen, bei Ausflügen in der Innentasche der Jacke mitgeführten Vokabelheften: Ortsbeschreibungen und Porträts, Beobachtetes und Erlauschtes, Skizzen

zu Erzählungen, Hörspielen, Filmen. Und irgendwann fiel mir auf, dass es dort blieb, dass ich das Aufgehobene lange nicht benutzte, bis ich es – oft erst nach Jahren – dann doch tat.

Offenbar ist es so, dass die Dinge abgelagert müssen, bis sie mir nicht mehr als angeeignet und von außen zugeflossen erscheinen, als Fremdmaterial, sondern als ganz und gar zu mir gehörend, als etwas in mir Gewachsenes. Erst dann, merke ich, habe ich die Sicherheit, frei damit umzugehen. Bei dem Selbstwahrgenommenen ist das so und mehr noch bei dem Angelesenen oder aus Archiven Beschafften, dessen Protokoll- und Aktensprache in etwas anderes überführt werden muss, in (sagen wir's ruhig) Literatur, und dafür braucht es, da es mit Kürzen und Umformulieren nicht getan ist, Zeit. Klänge es nicht so altbacken, würde ich sagen: Reifezeit. Notwendig ist eine belastbare Sprache, elastisch genug, Fakten ebenso in sich aufzunehmen wie die daran geäußerten Zweifel, das Prasseln des Regens ebenso hörbar zu machen wie das Treppenknarren oder Laubrascheln, eine Sprache mit einem eigenen, nur für die eine Geschichte gültigen Klang und Rhythmus. Nicht das Erzählte, sondern die Art des Erzählens ist es, was darüber entscheidet, ob das Mitgeteilte Raum in den Köpfen der Leser beanspruchen kann und ihn über den Tag hinaus behauptet. In einer wie-

der herausgenommenen Passage der „Besichtigung“ heißt es: „War es bei der Vorbereitung des Artikels über die Straße der Romanik noch die spröde Schönheit der zwischen Elbe und Havel ausgebreiteten Landschaft, die mir beim Denken an die Kanalstadt in den Sinn kam, ist es jetzt, ein paar Jahre danach, die sich abends gleich nach Geschäftsschluss zeigende Leere, kaum ein Mensch ist auf der Straße, die Cafés und Gasthäuser (so es solche noch gibt) sind bis auf wenige Ausnahmen geschlossen, nur am zentralen Innenstadtplatz sieht man ein paar Gestalten, Jugendliche zumeist, die an der zu dieser Zeit ebenfalls geschlossenen Imbissbude herumlungern. Verabredungen mit Freunden, Essengehen, Zusammensitzen beim Wein oder Bier, Gespräche über den Tisch hinweg: unmöglich.“

Nicht wegen der Pandemie ist das so, muss ich hinzufügen, sondern wegen der infolge des Wegzugs, der Schließung oder Aufgabe von Geschäften und Firmen offensichtlichen Verarmung der Region.

Ein paar Tage vor meiner Lesung dort hörte ich von einer alten Spielkameradin, dass die einzige Buchhandlung der Stadt eben aufgegeben habe. Vorher war der Stadt schon das Archiv, also das Gedächtnis, abhandengekommen. Oder nicht ganz. Nach der Pensionierung des Archivars, der mich mit Informationen über das Zugangsglück versorgt hatte, war aufgrund der Haushaltslage kein neuer mehr eingestellt worden, weshalb die Arbeit nun an zwei Nachmittagen der Woche von einem Stadtangestellten versehen wurde. Kein Totalverlust, aber eine beträchtliche Einschränkung.

Was noch? Das von den Johannitern betriebene Krankenhaus, in dem meine Romanfigur Carla lag. 1868 eröffnet, wurde es 2017 geschlossen, sodass die Leute jetzt ins 34 Kilometer entfernte Stendal fahren müssen, mit dem Auto dreißig Minuten, mit öffentlichen Verkehrsmitteln eine Sache von beinahe zwei Stunden.

Und der Bahnhof, das heißt, das mit unzähligen Erinnerungen verbundene Bahnhofsgelände, es steht noch, aber da es nicht gelingt, es einer Nutzung zuzuführen, ist abzusehen, wann es so verfallen sein wird, dass es nur noch abgerissen werden kann.

Verluste also. Dass auf die Dinge kein Verlass ist, gehört, wie vielleicht bei allen, die in ihrer Kindheit die Erfahrung von Verlust gemacht haben, zu meiner Grundüberzeugung. Die Dinge können verloren gehen, Orte kann man verlassen, Menschen können sterben, Gegenstände können zerbrechen, Häuser können einstürzen, Straßen verlegt werden, Liebende können sich trennen, Abmachungen können für null und nichtig erklärt werden. Oder die Dinge gehen nicht gewaltsam verloren, sondern durch Wandel, sie verändern ihren Charakter und ihr Gesicht, dann ist es die Zeit, die ihnen so unmerklich, dass die Auswirkungen erst im Nachhinein erkennbar sind, Gewalt angetan hat. Eines Tages steht man davor und stellt fest, dass das, was man kannte, etwas anderes geworden ist. Dass anstelle des Bekannten, das man wollte, etwas Fremdes, das man nicht will, dasteht.

Nein, Verlass ist nicht. Und Bleiben ist nicht. Umso wichtiger: das Aufheben in der Sprache, in der Erzählung, die, bei Gelingen, das Flüchtige festzumachen vermag, nicht auf Dauer, aber für eine gewisse Zeit.

Gert Loschütz hielt diese Rede in Braunschweig als Dank für die Auszeichnung seines Romans „Besichtigung eines Unglücks“ mit dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

William Shakespeare

Das 116. Sonett

Vom Treuschwur freier Geister lass dich nie durch mich entbinden. Nicht Liebe lieb ich, die den Wechsel wählt, wenn sich Abwechslung zeigt und mit dem Fliehenden die Flucht ergreift: O nein! Sie ist ein Markstein unverrückt der auf den Sturm blickt und den nichts erschüttert ein Leitstern jedem Schiff durch Wind und Wetter: Peilt ihn auch der Sextant, sein Wert bleibt unerkannt. Sie ist kein Spiel der Zeit, kein Kompass, der auf Lippen rot und Wangen zitternd zeigt: Die Liebe stirbt nicht mit der Stunde Schlag sie lebt beständig bis zum Jüngsten Tag.

Hat dies als Irrtum sich an mir erwiesen so hat mein Vers die Liebe nie gepriesen.

Aus dem Englischen übersetzt von Hans Christoph Buch.

Hans Christoph Buch

Das Sonett, das seinen Adressaten nicht erreichte

Dieses zu Recht berühmte Sonett von Shakespeare habe ich vor mehr als fünfzig Jahren, holprig und radebrechend, erstmals auf Deutsch übersetzt. Ich war jung verliebt, genauer gesagt: Auf einer Party der „Spiegel“-Reporterin Marie-Luise Scherer, damals noch bei der „Berliner Morgenpost“, am Bayrischen Platz traf ich eine Medizinstudentin, die kurz vor dem Mauerbau nach Westberlin geflohen war. Die Studentin streifte die Schuhe ab – in meiner Erinnerung waren es Holzlatschen oder Espadrilles –, und wir tanzten Twist und Rock'n'Roll bis zum Morgengrauen. Ich verliebte mich Hals über Kopf, und um meine Gefühle zu beglaubigen, schenkte ich ihr drei Bände von Fischers „exempla classica“ (mein Vater hatte die Taschenbuchreihe abonniert, und ich verdanke ihr meine Kenntnis der Weltliteratur): Tristan und Isolde, Manon Lescaut und die Sonette von Shakespeare – starker Tobak. Sprich: Liebesliteratur, die es in sich hat!

Statt mich als Shakespeare-Experten darzustellen, der ich nicht bin, und hier zu erörtern, wie die Verse zu verstehen und adäquat zu übersetzen sind, erzähle ich lieber, wie die Sache weiterging. Wir heirateten im Herbst 1968, und den Zeitläuften entsprechend wurde das Zusammenleben zur Achterbahnfahrt, bei der man leicht aus der Kurve getra-

gen wird. Trotzdem oder gerade deshalb hatte die Ehe Bestand.

Auch die Beziehung zwischen Autor und Verleger ähnelt einer Achterbahn und dem, was Shakespeare unter „mariage“ verstand. Zu seinem siebzigsten Geburtstag schickte ich dem Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld zwei Shakespeare-Übersetzungen, an denen ich jahrelang gefeilt hatte: unter ihnen die des 116. Sonetts als Anspielung auf unser prekäres Verhältnis, das wie jede Ehe bedroht war von Missverständnissen, Fremdgehen oder Verrat.

Vorausgegangen waren die Veröffentlichung meines ersten Erzählbunds „Unerhörte Begebenheiten“ und meiner im „Spiegel“ gedruckten Rezension von Peter Handkes Roman „Der Hausierer“, nachdem dieser in Princeton der Gruppe 47 die Leviten gelesen hatte. Unseld missbilligte meinen Verriss und hielt Handke die Treue, was ich dem Verleger nicht verdenken kann. Ich ging zu Rowohlt, publizierte Bücher bei Hanser und Wagenbach und kehrte erst Jahre später zu Suhrkamp zurück. Dass die von mir ausgewählten und übertragenen Texte auf unser Zerwürfnis Bezug nahmen, hatte Unseld nicht bemerkt, und, Ernst Jandl zitierend, bedankte er sich in launigem Ton: „Es ist so nett, ein nett Sonett zu dichten.“ Nach Erscheinen meines ersten Haiti-

Romans „Die Hochzeit von Port-au-Prince“ war alles wieder gut, und bei Besuchen in Berlin und später New York überreichte der Verleger mir jedes Mal eine Havanna-Zigarre – damals rauchte ich noch.

Alle historischen Ereignisse passierten zweimal, schreibt Marx im „18. Brumaire“: einmal als Tragödie, dann als Farce. Die Geschichte hatte ein Nachspiel, obwohl die Entfremdung zwischen Autor und Verlag kein historisches Ereignis, sondern ein normaler Vorgang ist – oder ein Déjà-Vu. Als ich Einspruch erhob gegen Peter Handkes Stellungnahmen zum Jugoslawien-Krieg und, Susan Sontags Rat folgend, seine Bücher aus dem Regal verbannte, war Unseld abermals sauer auf mich. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war mein offener Brief in der „Zeit“, die mich als Berichterstatter in den Kosovo entsandt hatte. Dort war kurz zuvor Gabriel Grüner von serbischen Scharfschützen getötet worden: ein Reporter, der sein Leben riskierte, um Fakten zu recherchieren, und dafür von Handke als Marsmensch und grünes Monster beschimpft wurde. Tragödie oder Farce? Verärgert über meinen offenen Brief lehnte Siegfried Unseld fortan meine Manuskripte ab und ließ mich am ausgestreckten Arm verhungern.

Zum Glück gründete der designierte Nachfolger des Verlegers, Joachim Unseld, nach seinem Ausscheiden bei Suhrkamp die Frankfurter Verlagsanstalt, wo ich eine neue Heimat fand. Aber das gehört in ein anderes Kapitel dieser unendlichen Geschichte, und all das hat nichts oder fast nichts mit Shakespeares Sonett zu tun. Oder irre ich mich?

In: „The Oxford Shakespeare – The Complete Works“. Hrsg. von Stanley Wells und Gary Taylor. Oxford University Press, Oxford 2005. 1344 S., geb., 25,99 €.

Von Hans Christoph Buch erscheint demnächst: „Nächtliche Geräusche im Dschungel“. Postkoloniale Notizen. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2022. 192 S., geb., 20,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter www.faz.net/anthologie.